

aktuellen Tendenz, Warburgs Kulturwissenschaft gegen die Panofskysche Ikonologie auszuspielen, Beachtung verdient. Während für Warburgs passionierte Forschungen schon seit Längerem das Leiden an Krieg, Obskurantismus und Antisemitismus als ein zentrales *Movens* angeführt wird, wäre der geduldigen Entschlüsselungsarbeit Panofskys nach Warnke eben auch ein diskret verborgener oder besser: vorbildlich rationalisierter Glutkern engagierter Zeitgenossenschaft zuzubilligen.

Was Panofskys reservierte Haltung gegenüber der modernen Kunst angeht, die Warnke aus einer kritischen Haltung gegenüber dem Kult der unbedingten Subjektivität plausibel erklärt, wären inzwischen auch die von *Dieter Wuttke* publizierten Briefe zu konsultieren (s. die Besprechungen in der ZHG Bd. 88, 2002, S. 301ff., Bd. 90, 2004, S. 313ff., Bd. 93, 2007, S. 306ff., Bd. 95, 2009, S. 307ff.). Dass Panofsky sich 1931 nachdrücklich für Alexander Dorner als Nachfolger von Gustav Pauli in der Leitung der Hamburger Kunsthalle aussprach, nicht trotz sondern wegen dessen Engagement für die zeitgenössische Avantgarde (konkret für Künstler wie El Lissitzky, László Moholy-Nagy und Piet Mondrian), legt nahe, dass Panofsky wohl weniger die Werke selbst scheute, als vielmehr das Gesinnungsschrifttum ihrer Apologeten.

Hätte Panofsky, der sich selbst laut Warnke freimütig als Eklektiker bezeichnete, seinen Wunsch realisieren können, neben den ehemaligen Warburgmitarbeitern Fritz Saxl, Gertrud Bing und Edgar Wind sowie dem Philosophen Ernst Cassirer auch den progressiven Museumsmann Alexander Dorner in das geistige Kräftespiel der „Hamburger Schule“ hineinzuziehen – und hätte nicht die von Panofsky lange vorausgeahnte Nazidiktatur die Entwicklung brutal abgebrochen –, die Geschichte der Kunstgeschichte in Hamburg hätte ungeahnte Wendungen nehmen können.

Rainer Donandt

*Eckart Krause, Rainer Nicolaysen* (Hg.), Zum Gedenken an Magdalene Schoch (1897–1987). Reden aus Anlass der Benennung des Hörsaals J im Hauptgebäude der Universität Hamburg in Magdalene-Schoch-Hörsaal am 15. Juni 2006. Hamburg (Hamburg Univ. Press) 2008. 102 S., Abb. (= Hamburger Universitätsreden, N.F., Bd. 16), 5 EUR. Auch online verfügbar, s. [http://hup.sub.uni-hamburg.de/purl/HamburgUP\\_HUR16\\_Schoch](http://hup.sub.uni-hamburg.de/purl/HamburgUP_HUR16_Schoch).

Dieser Band enthält mehr als nur die Reden einer akademischen Feierstunde. Er zeichnet das Lebensbild einer außergewöhnlichen Frau nach, die – wären die Zeitläufte anders gewesen – mit Sicherheit beispielgebend gewesen wäre für viele Juristinnen, die nach ihr kamen. Magdalene Schoch war 1932 die erste in Deutschland habilitierte Juristin – und die zweite im deutschen Sprachraum überhaupt. (Die erste habilitierte Juristin war Emilie [oder Emily] Spyri-Kempin, Nichte der Autorin Johanna Spyri, die sich Ende des 19. Jh.s die Habilitation in Zürich erkämpft hatte. Romanhaft beschrieben wurde ihr Leben von Eveline Hasler unter dem Titel „Die Wachsflügelfrau“, Zürich 1991.) Und die Universität Hamburg war es, die ihr die Habilitation verlieh.

Obgleich die Namensgeberin für den Hörsaal J nur 17 Jahre Mitglied der Universität war, dokumentiert der Band zugleich neun Jahrzehnte Geschichte der Hamburger Universität. Es war Albrecht Mendelssohn Bartholdy, der Magdalene Schoch 1920, ein Jahr nach Gründung der Hamburgischen Universität, als seine Assistentin

von Würzburg mit nach Hamburg nahm. Magdalene Schoch hatte gerade eben mit ihrer Promotion gewissermaßen das Entreebillet für eine akademische Laufbahn erworben. (Die Dissertation wurde teilveröffentlicht: Die englische Kriegsgesetzgebung gegen feindliche Gesellschaften, insbesondere die Zwangsliquidation durch das Handelsamt nach der Trading with the Enemy [Amendment] Act, 1918, in: Rheinische Zeitschrift für Zivil- und Prozeßrecht des In- und Auslandes Bd. 10, 1920, S. 323–359.) Zu diesem Zeitpunkt waren Frauen das Ablegen des Staatsexamens und der Zugang zum Referendariat – und damit der Zugang zu den juristischen Professionen – noch verwehrt. Dies änderte sich erst 1922 (vgl. *Ursula Rust*, 100 Jahre Frauen in der Rechtswissenschaft. Zur Beteiligung von Juristinnen am wissenschaftlichen Diskurs, in: *Elisabeth Dickmann* u.a. [Hg.], Barrieren und Karrieren. Die Anfänge des Frauenstudiums in Deutschland, Berlin 2000, S. 343–362). In den folgenden Jahren übernahm Magdalene Schoch vielfältige Aufgaben, die weit über das Übliche einer Assistentur hinausreichten. Habilitiert wurde sie im November 1932 (Klagbarkeit, Prozeßanspruch und Beweis im Licht des internationalen Rechts. Zugleich ein Beitrag zur Lehre von der Qualifikation, Leipzig 1934). 1937 kam sie um ihre Entlassung nach und emigrierte in die USA, wo sie zwar nicht dauerhaft an einer Universität Fuß fassen konnte, aber ab 1943 eine sie befriedigende Arbeit an Bundesbehörden finden konnte, zuletzt, bis zu ihrer Pensionierung 1966, am Department of Justice. In Hamburg hingegen geriet sie für Jahrzehnte in Vergessenheit.

Mit der Benennung des Hörsaals J im Hauptgebäude der Universität wird Magdalene Schoch aus dieser kollektiven Amnesie zurückgeholt. Die erste Festrede (S. 23–41) von *Stefan Oeter*, zum Zeitpunkt der Feierstunde Prodekan der Fakultät für Rechtswissenschaft der Universität und damit Fachkollege von Magdalene Schoch, würdigt ihre Tätigkeiten für Mendelssohn Bartholdy und ihr wissenschaftliches Werk. Er beschreibt auch die Ereignisse an der juristischen Fakultät im Jahr 1933 und danach, die Magdalene Schoch zur Emigration trieben. Es scheint so gut wie sicher, dass sie unter anderen Zeitumständen die erste Professorin für Rechtswissenschaft in Deutschland geworden wäre.

Die zweite Festrede (S. 43–62), gehalten von dem Historiker (und Mitherausgeber dieses Bandes) *Rainer Nicolaysen*, zeichnet das „couragierte Leben von Magdalene Schoch“ nach. An der Hamburgischen Universität konnte Magdalene Schoch mit der Habilitation zwar die Voraussetzungen für eine Wissenschaftlerinnenkarriere schaffen, und doch war es eben diese Universität, die ihr den weiteren akademischen Karriereweg in den 1930er-Jahren abgeschnitten hat. Den Ruf, den sie nach 1945 erhielt (vermutlich war es nur eine inoffizielle Voranfrage, ob sie einen Ruf annehmen würde), hat sie abgelehnt; diese Art der „Wiedergutmachung“ wollte sie nicht. Nicolaysen hat am gründlichsten die vielen Mosaiksteine zu diesem beispielgebenden Leben recherchiert und zusammengetragen (die erweiterte und annotierte Fassung seiner Festrede erschien unter dem Titel „Für Recht und Gerechtigkeit. Über das couragierte Leben der Juristin Magdalene Schoch [1897–1987]“ in der ZHG Bd. 92, 2006, S. 113–143). Nicolaysen hat außerdem den Neffen und Erben Lennie Cujé in den USA ausfindig gemacht, der nicht nur, wie dem Programm (S. 95) zu entnehmen, den musikalischen Rahmen (zusammen mit zwei Mitgliedern der Bigband der Universität) zur Feierstunde beigesteuert hat, sondern auch „Dankesworte“ (S. 63ff.). Dabei gebührt umgekehrt Lennie Cujé Dank dafür, dass er die Universität Hamburg des

vermuteten Einverständnisses seiner Tante mit der Benennung des Hörsaals J nach ihr versichert hat.

Mit der Benennung der Hörsäle im Hauptgebäude hat die Universität einen Weg beschritten, während der NS-Zeit ausgegrenzten, vertriebenen oder ermordeten Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen ihren guten akademischen Namen zurückzugeben. Das Grußwort von *Jürgen Lüthje*, 1991–2006 Präsident der Universität Hamburg, (S. 17–21) und die dokumentierte Begründung für Magdalene Schoch als Namensgeberin für den Hörsaal J durch den Mitherausgeber und Leiter der Hamburger Bibliothek für Universitätsgeschichte *Eckart Krause* (S. 81–91) stellen den Kontext her.

Zwei autobiographische Notizen – eine aus der Zeit vor 1933 (S. 69–74), eine aus der Zeit nach 1945 (S. 75–80) – ergänzen das Bild, das sich durch Nicolaysens sensible Darstellung und Cujés authentische Erinnerung geformt hat: Magdalene Schoch war eine begeisterte Wissenschaftlerin, die gewiss auch andere begeistern konnte, und doch besaß sie die Courage, um den Preis ihrer eigenen akademischen Karriere und einer gesicherten ökonomischen Existenz (für sich und ihre Familienangehörigen) den Versuchungen ihres beruflichen Umfeldes zu widerstehen, sich dem NS-Regime anzupassen. Damit wird dieses Leben, das in dem Bereich, in dem es hätte beispielgebend werden können und sollen und doch nicht werden konnte – der akademischen Jurisprudenz –, auf eine ganz andere Art umso mehr beispielgebend.

Den schmalen Band, der die Hörsaalbenennung dokumentiert, kann man nicht unberührt aus der Hand legen. Möge er viele Leserinnen und Leser finden und dazu beitragen, dass Magdalene Schochs Name und Leben über den Tag hinaus erinnert werden.

Konstanze Plett, Bremen

*Joist Grolle*, Gustav Seitz. Ein Bildhauer zwischen Ost und West. Hg. von der Gustav Seitz Stiftung. Hamburg (Ellert & Richter) 2010. 104 S., zahlr. Abb., 19,95 EUR.

Die vorliegende Monographie des Historikers *Joist Grolle* über den Künstler Gustav Seitz (1906–1969) umfasst 104 ansprechend gestaltete Seiten, die mit 56 schwarz-weißen Fotos mehr als reich bebildert sind. Die häufig ganzseitigen Abbildungen zeigen die bildhauerischen und zeichnerischen Arbeiten des gegenständlichen Bildhauers, ergänzt durch Aufnahmen aus dem Privatleben des Künstlers und seiner Frau, der Architektin Luise Seitz. Sie stammen von einer Reihe bekannter Fotografen und Fotografinnen, darunter sind so prominente Namen wie die Hamburger Fotografin und Kunstkritikerin *Ingeborg Sello* (1916–1982) sowie *Eberhard Troeger*, Professor an der Hochschule für bildende Künste, oder *Ewald Gnilka* (1900–1969), bekannt als Kunstfotograf im Nachkriegs-Berlin.

Der 40. Todestag des Künstlers und der 20. Jahrestag der Gustav Seitz Stiftung sind die äußeren Anlässe für diese Publikation. Was den Autor jedoch wirklich bewegt, beschreibt er in dem einführenden Kapitel: „Wie es zu diesem Buch gekommen ist.“ *Joist Grolle* geht es um die Darstellung einer Lebensgeschichte als Exempel deutscher Nachkriegsgeschichte. Der Historiker beschreibt mit Gustav Seitz einen Künstler, der mit seiner pazifistischen Grundhaltung und seinem Bestreben nach einem geeinten Deutschland zwischen die Fronten des Kalten Krieges gerät und trotzdem unbeirrt an seiner individuellen Selbstbestimmung festhält.